



Der Erzbischof lacht gern: Dr. Fisher
Gesegnete englische Gabe

KIRCHE

Das rechte Wort zur rechten Zeit

Drei Mann im Boot

Die Akte „The Archbishop of Canterbury“ in den CCG-Büros für „Religious Affairs“ kann zu den Akten gelegt werden. Dr. Geoffrey Fisher, Erzbischof von Canterbury, hat Deutschland wieder verlassen. Am 19. 11. 48 flog er von London nach Bad Oeynhausen, am 1. 12. 48 kehrte er über Hoek van Holland zurück.

Dazwischen lagen Empfänge, Besichtigungen, Besprechungen, Predigten, Konferenzen, Vorträge, eine Kirchenweihe, das Ruhrgebiet, Hannover und Hamburg.

Dr. Geoffrey Fisher ist ein Mann von 61 Jahren, mittelgroß und schlank, mit feinem, schmalen Gesicht. Man sieht es ihm heute noch an, daß er in seinen Oxford Studentenjahren mit Begeisterung und Erfolg ruderte. Er ist ein Mann, der gern lacht und gern Pfeife raucht.

Er hat eine große Familie. Vier seiner sechs Söhne dienten während des Krieges in der Armee. Die beiden anderen saßen damals noch in der Schule.

Der Amtssitz des Erzbischofs liegt in dem verträumten Landstädtchen Canterbury, westlich von London. Dr. Fisher besucht ihn nur zweimal im Jahr. Sonst lebt er in dem düsteren, bombenverheerten Lambeth Palace in London, direkt an der Themse. Dort wurde auch im Sommer die große anglikanische Kirchenkonferenz abgehalten, an der sich 327 Kirchenfürsten aus aller Welt beteiligten.

Die Politik überläßt Dr. Fisher nach Möglichkeit der streitbaren Nummer 2 der anglikanischen Kirche, dem Erzbischof von York, Dr. Cyril Garbett. Nur einmal hat er selbst dieses Jahr im Oberhaus in eine Streitfrage eingegriffen: als er der sozialistischen Regierung sagte, es gebe heute dringendere Probleme als die Reform des Oberhauses.

Das Hauptinteresse des anglikanischen Kirchenfürsten gilt neben der Straffung der kirchlichen Organisation in England selbst der engeren Zusammenarbeit mit anderen Kirchen. Darum sein Besuch in Deutschland.

Dr. Fisher hat die gesegnete englische Gabe, über ein ernstes Thema mit Witz, Humor und einer guten Portion „common sense“ zu sprechen, jenem gesunden Menschenverstand, bei dem im rechten Augenblick das rechte Wort fällt. Er bewies sie auch während seiner Deutschland-Fahrt.

Eine Zuhörerschaft, vor der er sprach und die sich auf Ernstes gefaßt gemacht hatte, überraschte er aufs angenehmste. Es kennzeichnet die Art seines Vortrags, von dem er sagte, er solle keine Predigt sein, daß er eine muntere Geschichte einflocht:

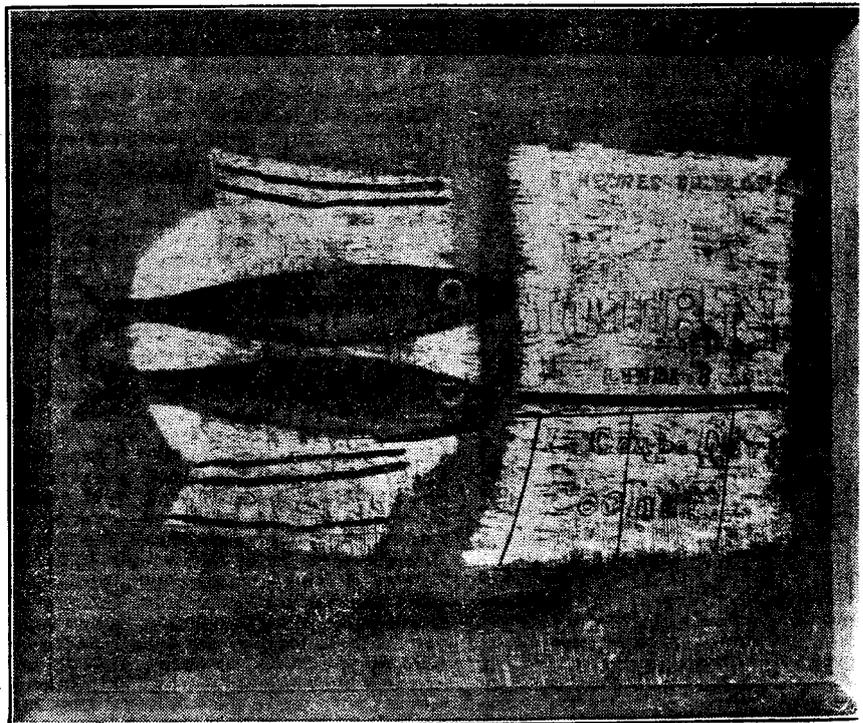
„Es saßen einmal drei Mann in einem Boot: ein Faschist, ein Kommunist und ein Gewerkschaftsführer. Das Boot schlug um. Der Faschist konnte nicht weit schwimmen, er mußte seinen rechten Arm zum Gruß hochhalten. Der Kommunist kam auch nicht weit, er konnte seinen Mund nicht halten. Der Gewerkschaftsführer schwamm mit kräftigen Stößen auf die Küste zu, es sah ganz danach aus, daß er die Küste erreichen würde. Da ertönte um 12 Uhr die Werksirene zur Mittagspause.“

Dr. Geoffrey Francis Fisher ist der 97. Erzbischof von Canterbury, seit 1945. Als solcher und damit als Oberhaupt der anglikanischen Kirche der ganzen Welt führt er den amtlichen Namen Geoffrey Cantuars. Bis 1945 war er Bischof von Chester.

Dr. Fisher war ursprünglich Schulmann, Direktor der Public School (also einer Privatschule) von Repton. Als er, ein Mann, der niemals Geistlicher gewesen war, zum Bischof von Chester ernannt wurde, war das eine ungeheure Ueberraschung. Der Vorgang war geradezu beispiellos.

Der Erzbischof hat sich große persönliche Autorität geschaffen und starken Einfluß auf den Klerus, aber er ist keine unabhängige Persönlichkeit. Wenn er nicht gerade die „Times“ liest, um sich über die Weltlage zu informieren, schmökert er gern in Detektivromanen.

Den Klerus macht er unglücklich, wenn er bei feierlichen Kirchenprozessionen mit Krummstab und im vollen Ornat plötzlich aus dem Zuge hinaustritt, um mit einem Bekannten zu plaudern.



Ausnahmsweise Fisch, sonst gegenstandslos: Ben Nicholson

BILDENDE KUNST

Professor Read gibt ein Rezept

Frauen um Antonius

Professor Herbert Read aus London sagt gleich, es handele sich nicht um „latenter Meisterwerke“. Er sprach von den Bildern, die als erste Nachkriegs-Europäer Ausstellung englischer Malerei via Brüssel nach Düsseldorf gekommen sind. Der König von England hat Pate gestanden für die Ausstellung.

Was sie zeige, sei typisch englisch, sagt Prof. Read weiter, ein schlanker, jugendlicher Herr mit grauen Locken, einer der bekanntesten Kunstschriftsteller Englands. Die Jury habe nach den wenigen „Fällen der Unabhängigkeit“ gesucht, nach Malern die sich aus der Flut ausländischer Einflüsse herausgehalten hätten.

Die Ausstellung, in den lichten Räumen des Düsseldorfer Hetjens-Museum untergebracht, zeigt alle Stilrichtungen moderner Malerei, vom frühen Expressionismus über Kubismus, Surrealismus, Konstruktivismus bis zur extremen abstrakten Malerei. Es findet sich nicht gerade Neuartiges oder Revolutionäres. Kühle und Reserviertheit herrschen vor, in der Darstellung und in den Farben.

Die Sensation der Ausstellung sind die „Reliefs und Bilder“ Ben Nicholson. Der 54jährige, der Studienjahre in London, Tours, Mailand und USA hinter sich hat, schichtet knallig gefärbte Holzvierecke und Kreise rechtwinklig übereinander. Unterschrift: „Relief“. Er ist ein leidenschaftlicher Vertreter der Abstraktion. Man sagt ihm nach, daß er in der Konsequenz der Gegenstandslosen Picasso noch übertreffe.

In seinen „Fischen“ stellt er allerdings wirkliche Gegenstände dar. Und er will hier gleich so gegenständlich, daß er die ganze Bildoberfläche mit winzigen Ölpinselstrichen eine Fischschuppenhaut gibt.

Eine britische Kritik nennt Nicholson einen „Revolutionär reinsten Wassers“.

ihm dokumentierten sich „die physischen Grundtatsachen der Welt und die Harmonie der Sphären“.

Nicholsons Gegenspieler ist der zwei Jahre ältere Stanley Spencer. Er malte 19/45 im Staatsauftrag Bilder aus dem Kriegsgeschehen. In seiner „Versuchung des Heiligen Antonius“ (die Farben knallen dem Betrachter entgegen) hat er auf 1,11 qm Leinwand 13 nackte Frauenleiber höchst naturalistisch gemalt. In verschlungenen Knäueln bedrängen sie Antonius im Marmorsarg. Das Publikum erholte sich am französischen Charme und der duftenden Lyrik der Bilder des Londoner Ivon Hitchens.

Prof. Read kommentierte die Ausstellung und überhaupt die Lage der gesamten europäischen Malerei mit der pessimistischen Feststellung: „Wir befinden uns noch im Zustand eines notwendigen Sterbens“.

Die europäischen Künstler zehrten immer noch von der revolutionären Explosion der Jahre um 1910. Aber schließlich seien auch revolutionäre Impulse nicht unerschöpflich. „Künstler müssen grundsätzlich revolutionär sein, es ist schon reaktionär, überhaupt nur stillzustehen“.

Prof. Read schloß mit einem Rezept für alle Künstler und Kunstbegeisterten: Intensiv leben und animalisch aufgeschlossen sein für alle Erscheinungen und Wunder der Welt. „Die Erneuerung der sterbenden europäischen Kunst beginnt nicht im Geist, sondern im Fleisch“, konstatierte er.

THEATER

Adam, Eva und kein Ende

Ach du lieber Gott

Mit präziser Gewissenhaftigkeit schreibt John Boyton Priestley seit 1930 jedes Jahr ein Theaterstück. „Ever since Paradise“ hieß Jahrgang 1946. Im vorigen Jahr inszenierte Priestley selbst in London die Uraufführung.

Die deutsche Erstaufführung ging in der Mehrzahl vor sich, gleichzeitig in Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Nürnberg, unter dem Titel „Seit Adam und Eva“. Nach Hamburg hatte Priestley selbst kommen wollen. Er kam nicht, wegen dringender Regiearbeit.

Das Publikum sah sich überrascht einem ganz anderen Priestley gegenüber. Es ist nichts von einem erhobenen Zeigefinger zu bemerken, keine sozialen Probleme werden doziert. Für die Handlung gibt es keinen genannten Schauplatz, heißt es in der Regieanweisung. Sie kann in der ganzen Welt vor sich gehen, aber zwischen den Kriegen. Es handelt sich um das unsterbliche Thema von der Liebe.

Priestley führt es gleichsam in drei Dimensionen vor: auf der Bühne, auf einer Bühne auf der Bühne und zwischen Bühne und Zuschauerraum. In dieser Szenerie stellt er drei Paare vor.

Philipp und Joyce melodramatisieren an zwei Flügeln mit Chopin und moderner Musik von Denis Arundell, was die beiden anderen Paare tun und sagen.

Paar Nr. 2 sind William und Helen. Sie haben beinahe alles hinter sich, aber es ist ein Rest von Liebe und Verehrung geblieben. Sie erklären und kommentieren die Liebesmoral vom gutbürgerlichen Durchschnittshepaar Paul und Rosemary.

Die wickelt sich auf der zweiten Bühne ab, das alte Spiel von Adam und Eva. Mit Mondscheinseligkeit, Mißverständnis, Auseinanderleben, Krach, Sichwiederfin-



Helen vor dem Angriff
In Frankfurt: Brigitte König

den und allem sonstigen Zubehör. Bis zum Anwaltsbüro.

Aus Erklärern und Kommentatoren werden Helen und William zu Mitspielern in Sachen Paul und Rosemary. William zum Beispiel springt als „Major aus den Kolonien“, als hilfsbereiter älterer Herr, der verlassenen Ehefrau bei. Helen wird zur Karikatur einer Schwiegermutter, zur Wahrsagerin und zur bigotten und sündigen Freundin.

Im Hamburger Thalia-Theater hatte Arno Assmann inszeniert. Er kennt sich



Helen greift ein
In Hamburg: Inge Meysel (mit M. Steffen)

aus in Adam-und-Eva-Affären, in Käufners „Der Apfel ist ab“ spielt er den Luzifer. Er siedelte die Geschichte von Paul und Rosemary auf einer flink rotierenden Drehscheibe an.

In Frankfurt, im Kleinen Theater, hatte Fred Rémond sich das Stück vorgenommen. Er als William und Brigitte König als Helen schlüpfen aus einer grotesken Rolle in die andere.

Priestleys zierliches Stück um die alte, süße Komödie der menschlichen Liebe ist wie ein Bukett aus Rosen und Dornen, und von einer Ironie, bei der man die Tränen vergißt. Witz und Kälte mischen sich mit Süße und Sentiment. Wenn die Liebe abzusehr schwelgt, sagt William, der Kommentator: „Ach du lieber Gott!“

Einer muß hängen

Mit Musik von Weill

Eine Europa-Premiere fand in Essen statt: Zum erstenmal auf diesem alten Kontinent ging „Knickerbockers“ in Szene, Maxwell Andersons Komödie mit der Musik von Kurt Weill.

Maxwell Anderson ist Amerikaner von Geburt. Kurt Weill ist seit 1933 in Amerika. Die „Knickerbockers“ kommen vom Broadway.

Der „Komponist mit revolutionären Tendenzen“ hat in Deutschland heftige Premieren gehabt. Seine Oper „Mahagonny“ wurde schon vor 1933 in Grund und Boden gepfiffen, seine Drei-Groschen-Oper ist extrem bejubelt und extrem abgelehnt worden. Die Premieren, die Weill in seinen fünfzehn amerikanischen Jahren am Broadway gehabt hat, wurden auch immer mit Spannung erwartet.

„Knickerbockers Holiday“ wurde 1938 geschrieben, dreht sich um Politik, Korruption und Liebe, spielt 1647 und ist aktuell. Neben der Bühne erzählt und singt der Schriftsteller Washington Irving (1783 bis 1858), daß er ein Buch schreiben will (was er in Wirklichkeit geschrieben hat). Sein Stoff: das Leben in der holländischen Siedlung, aus der New York entstanden ist. Der Vorhang geht auf: der Stoff erscheint auf der Bühne.

Der Knickerbockerstadtrat („Knickerbockers“ ist der Spitzname der ersten New Yorker) ist ein bequemer Kreis von sieben bartgrauen Männern, die ehrbar tun, aber ihren Geldsack im Auge haben. An Besuchstagen des Gouverneurs verurteilen sie unschuldige Bürger zum Galgen, weil an Besuchstagen traditionsgemäß einer hängen muß. Meistens ist es einer, der über den korrupten Rat zu viel weiß.

Der neue Gouverneur Stuyvesant, ein gewaltiger Mann, will den dummen Schlen-drian beenden und ein neues Regiment einführen. Die Steuern werden abgeschafft, außer denen, die ihm nützlich erscheinen. Jedem wird sein Leben garantiert, außer Leuten, die er des Lebens nicht wert hält. Kein Zwang wird ausgeübt, es sei denn, er oder einer seiner Offiziere befiehlt ihn.

Das ahnungslose Volk jubelt, aber der Gouverneur wittert Opposition. Unter den Jasagern ist Brom Broeck, ein braver Bursche, der keinen Befehl vertragen kann. Stuyvesant bringt den Quergeist an den Galgen, obwohl Brom ihm einmal das Leben gerettet hat.

Unterm Galgen erklärt Brom in einer großen Abschiedsrede, der untaugliche, korrupte Rat sei tausendmal besser als die tüchtige, kluge, lasterhafte Tyrannei des Gouverneurs. Der Knickerbockerrat nimmt Brom die Schlinge vom Hals und fordert seine alten Rechte wieder.